

**HEYNE** <

## Das Buch

Die Dweller sind die älteste Rasse des Universums. Schon während der ersten Galaxienbildung vor zwölf Milliarden Jahren haben sie eine Hochkultur entwickelt, und inzwischen bewohnen sie fast alle Gasriesen im Kosmos. Sie sind eigenwillige Individualisten mit kauzigem Humor, werden viele Millionen Jahre alt und scheren sich wenig um andere Rassen und deren Interessen und Konflikte. Konflikte, bei denen sich vor allem die Menschen hervortun: Sie bekriegen sich gegenseitig aus wirtschaftlichen, weltanschaulichen, religiösen und politischen Gründen, zerstören dabei ganze Planeten und unterbrechen die für die interstellare Raumfahrt notwendigen Wurmlochverbindungen, um komplette Siedlungsräume für Jahrzehnte zu isolieren.

Fassin Taak aus dem umkämpften Ulubis-System ist ein erfahrener Seher, der es gelernt hat, mit Dwellern zusammenzuleben und mit ihnen Informationen auszutauschen – eine interessante, aber wenig ergiebige Beschäftigung, denn das Wissen der Dweller, das sich in Milliarden Jahren angesammelt hat, ist unsystematisch und chaotisch. Eine Legende jedoch besagt, dass eine sogenannte Dweller-Liste existiert, in der geheime Wurmloch-Koordinaten verzeichnet sind. Hinter dieser Liste sind nun alle Interessengruppen her. Sie scheuen keine Mittel, um in den Besitz der Daten zu gelangen. Aber bald wird klar, dass sich hinter der sagenumwobenen Liste weit mehr verbirgt: Sie führt tief in die Geheimnisse unseres Universums...

## Der Autor

Iain Banks wurde 1954 in Schottland geboren. Nach einem Englischstudium schlug er sich mit etlichen Gelegenheitsjobs herum, bis ihn sein 1984 veröffentlichter Roman »Die Wespenfabrik« als neue aufregende literarische Stimme bekannt machte. In den folgenden Jahren schrieb er zahllose weitere Romane, darunter »Bedenke Phlebas«, »Exzession«, »Das Spiel Azad« und »Einsatz der Waffen«. Banks gilt heute als einer der bedeutendsten Vertreter der britischen Gegenwartsliteratur. Zuletzt ist im Wilhelm Heyne Verlag der Roman »Die Sphären« erschienen.

IAIN BANKS

DER ALGEBRAIST

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN VON  
IRENE HOLICKI

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe  
THE ALGEBRAIST

Taschenbuchausgabe 05/09  
Redaktion: Wolfgang Jeschke  
Copyright © 2004 by Iain M. Banks  
Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Satz: Greiner & Reichel, Köln

eISBN: 978-3-641-08684-8

[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

*Für die MacLennans:  
Andy, Fiona, Duncan, Nicol,  
Catriona und Robin*

# INHALT

PROLOG	9
EINS IM HERBSTHAUS	17
ZWEI DESTRUKTION DURCH REKONSTRUKTION	119
DREI EIN TIEFER STURZ	221
VIER IM KRIEG	361
FÜNF REISEBEDINGUNGEN	525
SECHS DIE LETZTE TRANSFORMATION	635
EPILOG	791



# PROLOG

Ich habe eine Geschichte zu erzählen. Sie hat viele Anfänge und vielleicht auch einen Schluss. Oder auch nicht. Anfänge und Schlüsse sind ohnehin immer willkürlich; Erfindungen, Hilfsmittel. Wo fängt eine Geschichte wirklich an? Alles steht in einem Kontext, einem alles übergreifenden epischen Zusammenhang. Immer gibt es etwas vor den geschilderten Ereignissen, es sei denn, wir wollten jedes Mal mit ›URKNALL! *Expansion!* Ssssssss ...‹ beginnen und alles auflisten, was danach im Universum geschah, bevor wir endlich unser eigentliches Thema in Angriff nähmen. Und auch kein Ende ist endgültig, es wäre denn das Ende aller Dinge ...

Dennoch habe ich eine Geschichte zu erzählen. Meine eigene Rolle darin war so verschwindend gering, dass ich mir nicht anmaße, mich mit einem eigenen Namen einzuführen. Immerhin war ich dabei, als alles begann, und durfte einen dieser willkürlichen Anfänge miterleben.

Man sagt, aus der Luft betrachtet schmiege sich das Herbsthaus wie eine riesige graurosa Schneeflocke an die welligen grünen Hänge. Es liegt auf der langen, flachen Geländestufe, mit der die Nördliche Tropische Hochebene nach Süden hin abschließt. An der Nordseite des Hauses breiten sich die verschiedenen klassischen Gartenanlagen und die Bauerngärten aus, deren Pflege mir Pflicht und Freude zugleich ist. Etwas weiter oben erhebt sich eine ausgedehnte Tempelruine, angeblich von einer Spezies namens Rehliden erbaut (6ar, stark dezimiert oder ausgestorben, je nachdem, welcher Quelle man

Glauben schenken will). Auf jeden Fall haben sie diese Gegend längst verlassen.)

Die mächtigen weißen Säulen des Tempels ragten einst an die hundert Meter hoch in unsere dünne Luft, doch nun liegen die Kolosse mit ihren Kanneluren und Streifen auf dem Boden oder sind zur Hälfte im torfigen Erdreich der naturbelassenen Landschaft versunken. Die oberen Enden – der langsame Sturz bei halber Standardschwerkraft muss ein eindrucksvolles Schauspiel gewesen sein – schlugen tiefe Krater in die Erde und warfen lange, wulstige Wälle auf. Diese hohen Dämme wurden in den Jahrtausenden seit ihrer plötzlichen Entstehung durch Erosion und durch die vielen kleinen Erdbeben auf unserer Welt langsam abgetragen, so dass die Erde zurückschlief und die breiten Gräben um die Säulenenden wieder auffüllen konnte. Nun weist das Gelände nur noch eine Reihe von sanften Wellen auf, eine Serie von flachen Tälern, aus denen die frei liegenden Säulenteile bleich hervorragen, als wären es die blanken Knochen unseres kleinen Planetenmondes.

Eine Säule war quer über ein flaches Flusstal gerollt und bildet nun einen schrägen, zylinderförmigen Damm. Das Wasser fängt sich in einer der metertiefen Zierrillen, die sich über die ganze Länge ziehen, fließt hinab zum kunstvoll gestalteten Kapitell und stürzt in vielen hübschen Katarakten in einen tiefen Teich gleich unterhalb der hohen, dichten Hecken an der oberen Grenze unseres Parks. Hier wird es gefasst und weitergeleitet. Ein Teil gelangt in eine große Zisterne, aus der die Springbrunnen vor dem Haus gespeist werden. Der Rest fließt in den Bach, der über Stufen und Schwellen in vielen Windungen zu den Zierteichen und dem Halbgraben führt, der das eigentliche Haus umgibt.

Ich stand inmitten von tiefend nassen Exer-Rhododenron-

zweigen und Schlinggewächsen unterhalb einer steilen Stufe bis über die Hüften im plätschernden Wasser, spreizte mich mit drei Gliedmaßen ein, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden, und stutzte ein besonders störrisches Moilgestrüpp am Rand einer höher gelegenen und mit ziemlich kümmerlichem Scalpygras bewachsenen Wiese – ein an sich lobenswerter, aber gescheiterter Versuch, diese bekanntlich besonders klumpige Grassorte anzusiedeln ... ach, ich schweife ab, ich darf mich nicht hinreißen lassen, das Scalpygras tut nichts zur Sache – als der junge Herr pfeifend, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, von seinem Morgenspaziergang durch die oberen Steingärten zurückkam. Er blieb über mir auf dem Kiesweg stehen und lächelte zu mir herunter. Ich drehte den Kopf, ohne mit dem Schneiden aufzuhören, schaute nach oben und nickte so gemessen, wie es mir in dieser unbequemen Haltung möglich war.

Von dem violetten Himmelsstreifen, der im Osten über dem gewölbten Horizont (Berge im Dunst) und unter Nasquerons gewaltiger Masse sichtbar war, strömte Sonnenlicht herab. Der Gasriese (ein Flickenteppich in allen Farben des Spektrums unterhalb von Hellgelb, vielfach gesprenkelt und über und über mit mehr oder weniger breiten Streifen aus zerfließenden Schnörkeln bedeckt) füllte fast den ganzen Himmel aus. Ein stationärer Spiegel, der fast genau im Zenith stand, warf eine scharfe gelbweiße Linie auf Nasquerons größten Sturmflecken, der, groß wie tausend Monde und schwerfällig wie ein bräunlich oranger Bluterguss über uns hinwegzog.

»Guten Morgen, Obergärtner.«

»Guten Morgen, Seher Taak.«

»Wie steht es um unsere Gärten?«

»Im Großen und Ganzen alles gesund, würde ich sagen. In guter Verfassung für den Frühling.« Natürlich hätte ich eine

sehr viel detailliertere Beschreibung liefern können, aber noch wusste ich nicht, ob Seher Taak nicht nur Konversation machen wollte. Er deutete mit dem Kopf auf das Wasser, das meine unteren Gliedmaßen umspülte.

»Alles in Ordnung, OG? Das sieht gefährlich aus.«

»Ich bin gut verankert und habe einen festen Stand, Seher Taak, vielen Dank.« Ich zögerte (in diesem Moment hörte ich weiter unten im Park eine kleine, leichte Person die Steinstufen zum Kiesweg heraufspringen), und als mich Seher Taak auch weiterhin ermunternd anlächelte, fügte ich hinzu: »Die Strömung ist so stark, weil unten die Pumpen eingeschaltet sind und das Wasser zurückführen. Wir wollen einen der Seen von Schlingpflanzen säubern.« (Zwanzig Meter von uns entfernt erreichte die kleine Person den unbefestigten Weg, man hörte unter ihren Füßen die Steinchen aufspritzen.)

»Ich verstehe. Ich dachte mir doch, dass es in letzter Zeit nicht so viel geregnet hat.« Er nickte. »Gute Arbeit, Obergärtner, weiter so.« Er wandte sich zum Gehen und sah, wer da auf ihn zugehauert kam. Ich schloss aus dem Geräusch, dass es sich um die kleine Zab handelte. Zab ist noch in dem Alter, in dem sie ganz selbstverständlich von einem Ort zum anderen *läuft*, wenn kein Erwachsener da ist, der es ihr verbietet. Dennoch glaubte ich im Rhythmus ihrer Schritte mehr Ungeduld als gewöhnlich zu hören. Seher Taak lächelte das Mädchen an und runzelte zugleich die Stirn, als sie vor ihm über den Kies schlitterte und zum Stehen kam. Die Kleine legte eine Hand auf den Latz ihrer gelben Hose, beugte sich vor, um zweimal übertrieben tief Luft zu holen – wobei die langen rosaroten Locken ihr Gesichtchen umtanzten –, richtete sich dann mit einem noch tieferen Atemzug auf und erklärte:

»Onkel Fassin! Großvater Slovius sagt, du bist wieder einmal aus den reichen Weiten, und wenn ich dich sehe, soll ich

dir ausrichten, dass du sofort auf der Stelle zu ihm kommen sollst!«

»Tatsächlich?«, erwiderte Seher Taak lachend. Er bückte sich, fasste die Kleine unter den Schultern und hob sie hoch, bis ihr Gesicht auf gleicher Höhe mit dem seinen war und ihre rosa-roten Stiefelchen vor dem Bund seiner Kniehosen baumelten.

»Genau das hat er gesagt«, bekräftigte sie leicht gekränkt. Dann wanderte ihr Blick nach unten, und sie entdeckte mich.  
»Ach, OG, hallo!«

»Guten Morgen, Zab.«

»In diesem Fall«, sagte Seher Taak, hob das Kind noch höher, drehte es um und setzte es auf seine Schultern, »sollten wir schleunigst nachsehen, was der alte Herr von uns will.« Er ging auf das Haus zu. »Sitzt du auch fest da oben?«

Sie legte ihm die Hände auf die Stirn und sagte: »Klar doch!«

»Und pass diesmal auf die Äste auf.«

»Pass *du* auf die Äste auf!«, sagte Zab und fuhr Seher Taak mit den Fingern durch die braunen Locken. Dann drehte sie sich um und winkte mir zu. »Wiedersehen, OG!«

»Auf Wiedersehen«, rief ich ihnen nach. Sie näherten sich bereits der Treppe.

»Nein, du musst auf die Äste aufpassen, kleines Fräulein!«

»Nein, *du* musst auf die Äste aufpassen!«

»Nein, *du* musst auf die Äste aufpassen!«

»Nein, *du* musst auf die Äste aufpassen.«

»Nein, *du* musst auf die Äste aufpassen ...«





EINS

---

IM HERBSTHAUS



Es hatte sich hier draußen in Sicherheit gewöhnt. Schließlich war es nur einer von vielen tief gefrorenen schwarzen Punkten in dem riesigen Schleier aus Eisschutt, der die Grenzbereiche des Systems wie ein dünnes Leichentuch umhüllte. Aber es hatte sich getäuscht. Von Sicherheit konnte keine Rede sein.

Es drehte sich langsam um sich selbst und beobachtete hilflos, wie die Suchstrahlen in weiter Ferne über die zernarbten, kahlen Partikel glitten. Sein Schicksal war besiegelt. Die Fühler aus kohärentem Licht waren so schnell, dass sie kaum zu spüren waren, und so trügerisch zaghaft, dass sie nicht ins Bewusstsein drangen. Die Strahlen berührten nur flüchtig und erhellten kaum, erfüllten aber ihren Zweck, indem sie nichts fanden, wo es nichts zu finden gab. Nur Kohlenstoff, Spurenelemente und steinhart gefrorenes Wasser: uralte, tote und – wenn man sich nicht daran zu schaffen machte – für niemanden bedrohlich.

Jedes Mal, wenn die Laser weiterglitten, keimte neue Hoffnung auf, und es dachte wider alle Vernunft, die Verfolger würden aufgeben, würden einfach kapitulieren, und es könnte in Ruhe für immer seine Bahnen ziehen. Oder aus dem Orbit ausbrechen und, für alle Zeiten in die Einsamkeit verbannt, mit weniger als Lichtgeschwindigkeit durch das All bummeln. Oder seine Systeme abschalten und in Schlaf sinken oder ... Vermutlich könnte es auch – und das war es natürlich, was die Verfolger fürchteten und warum sie die Jagd fortsetzten – Intrigen spinnen, Reserven mobilisieren, Vorbereitungen treffen, beschleunigen, bauen, kopieren, rekrutieren und schließlich –

angreifen! ... Die Rache üben, die ihm so eindeutig zustand, von allen seinen Feinden den Preis einfordern, den sie – wenn es unter irgendeiner Sonne noch so etwas wie Gerechtigkeit gab – für ihre Intoleranz, ihre Grausamkeit und ihren Generationenmord zu entrichten hatten.

Doch dann kamen die Nadelstrahlen wieder und erleuchteten zitternd die Pockennarben eines weiteren schwarzen Klumpens aus Eis und Ruß, aus mehr oder weniger großer Entfernung, aber immer rasch und peinlich ordentlich, mit militärischer Präzision und einer sturen, bürokratischen Systematik.

Den ersten Lichtspuren nach zu schließen, waren es mindestens drei Schiffe. Wie viele mochten es tatsächlich sein? Wie viele mochten sie für die Suche abgestellt haben? Eigentlich spielte es keine Rolle, ob sie einen Augenblick, einen Monat oder ein Jahrtausend brauchten, um die Beute aufzuspüren. Sie wussten offensichtlich, wo sie zu suchen hatten, und sie würden nicht aufgeben, bis sie es gefunden hatten, oder bis sie überzeugt waren, dass es nichts zu finden gab.

Dass es so unverkennbar in Gefahr schwebte, und dass sein Versteck bei aller Größe fast der erste Ort war, an dem die Schiffe ihre Suche begonnen hatten, erfüllte es mit Schrecken. Und das nicht nur, weil es nicht sterben oder zerlegt werden wollte, wie es anderen Opfern wie ihm widerfahren war, bevor sie vollends vernichtet wurden. Wenn es an diesem Ort, wo es sich so sicher gefühlt hatte, nicht sicher war, dann gälte das auch für so viele andere seinesgleichen, die von der gleichen Voraussetzung ausgegangen waren.

*Gütige Vernunft, womöglich gibt es nirgendwo mehr Sicherheit für uns.*

Alle seine Forschungen, seine Überlegungen, all die großartigen Entwicklungen, die Veränderungen, die Früchte jener

einen großen Erkenntnis, zu der es nun nicht mehr gelangen, die ihm nicht mehr beschieden sein würde und die es nicht mehr weitergeben konnte, alles, alles war umsonst gewesen. Es hatte noch die Wahl, mit oder ohne eine gewisse Würde abzutreten, aber abtreten musste es.

Es konnte dem Tod nicht entinnen.

In eisigen Fernen schalteten die Nadelschiffe ihre Nadelstrahlen an und wieder aus, und nun entdeckte es endlich das Muster, es konnte die Szintillationsfolgen der einzelnen Schiffe unterscheiden, konnte die Form der Suchraster bestimmen und durfte dennoch nur hilflos zusehen, wie sich der Fächer langsam ausbreitete und die tödlichen Verfolger unaufhaltsam näher kamen.

Der Archimandrit Lusiferus, Kampfpriester des Hungerleider-Kults von Leseum9IV, der wahre Herr über einhundert-siebzehn Sonnensysteme, etwa vierzig bewohnte Planeten, zahlreiche größere immobile Habitate und viele Hunderttausende von zivilen Großkampfschiffen, befehligte als Großadmiral das Schutzgeschwader der Vierhundertachtundsechzigsten Außenflotte (auf Sondereinsatz). Vor dem jüngsten noch andauernden Chaos und den letzten Ausläufern der Separations-Kaskade hatte er im Auftrag des Rotierenden Triumvirats des Clusters Epiphanie Fünf Menschen und Nichthumanoide im Obersten Galaktischen Rat vertreten. Vor einigen Jahren hatte man auf seinen Befehl den Kopf seines ehemals größten Widersachers, des Rebellenhäuptlings Stinausin, von dessen Schultern getrennt, unverzüglich an ein permanentes Lebenserhaltungssystem angeschlossen und mit dem Hals nach oben an die Decke von Lusiferus' repräsentativem, in die Außenmauer der Felsenzitadelle eingelassenen Arbeitszimmer gehängt, das eine so grandiose Aussicht über Junch City und die

Faraby-Bucht bis hinüber zu den schroffen, nebelverhangenen Wänden der Force-Schlucht bot. Nun konnte der Archimandrit, so oft ihm danach zumute war – und das kam ziemlich häufig vor – den Kopf seines alten Feindes wie einen Punchingball bearbeiten.

Lusiferus hatte langes, glattes, glänzend schwarzes Haar, und sein von Natur aus blasser Teint war nach allen Regeln der Kunst so verändert worden, dass die Haut nahezu rein weiß leuchtete. Die Augen hatte man künstlich vergrößert, war aber dabei so nahe am von Natur aus Möglichen geblieben, dass niemand sicher sein konnte, ob tatsächlich eine Manipulation vorlag. Das Weiße um die schwarze Iris leuchtete tief rot, und sämtliche Zähne waren sorgfältig durch lupenreine Diamanten ersetzt worden, so dass sein Mund je nach Lichteinfall bizarr und zahnlos aussah wie bei einem Primitiven aus dem Mittelalter oder ein wahres Feuerwerk versprühte.

Bei einem Straßenkünstler oder Schauspieler hätte man solche physiologischen Kapriolen als komisch, vielleicht sogar leicht verwegen empfunden. Bei einem Mann, der so viel Macht besaß wie Lusiferus, wirkten sie dagegen tief beunruhigend, ja erschreckend. Auch sein Name war zu gleichen Teilen geschmacklos und grauenerregend. Er trug ihn nicht von Geburt an, sondern hatte ihn selbst ausgewählt, weil er vom Klang her an eine von jeher verachtete irdische Gottheit erinnerte, von der die meisten Menschen – zumindest die meisten r-Menschen – irgendwann im Geschichtsunterricht gehört hatten, auch wenn sie wahrscheinlich nicht mehr genau sagen konnten, in welchem Zusammenhang.

Dank weiterer genetischer Manipulationen war der Archimandrit schon seit langem hoch gewachsen und gut gebaut und verfügte über beachtliche Kräfte in Armen und Schultern. Wenn er also im Zorn zuschlug – und wenn er zuschlug, ge-

schah es fast immer im Zorn – war die Wirkung ungeheuer. Der Rebellenführer, dessen Kopf jetzt von Lusiferus' Decke hing, hatte dem Archimandriten militärisch und politisch große Schwierigkeiten bereitet, bevor er endlich besiegt worden war, Schwierigkeiten, die bisweilen schon an Demütigungen grenzten, und Lusiferus empfand noch immer einen abgrundtiefen Groll gegen den Verräter. Dieser Groll schlug leicht und zuverlässig in blinden Zorn um, sobald er in das Gesicht des Mannes schaute, auch wenn es noch so blau geschlagen und blutig war (die künstlich verstärkten Selbstheilungskräfte des Kopfes arbeiteten schnell, aber nicht ohne gewisse Verzögerungen). Und so prügelte der Archimandrit wahrscheinlich immer noch mit der gleichen Begeisterung auf Stinausins Kopf ein wie vor Jahren, als er ihn erstmals in diesem Raum hatte aufhängen lassen.

Stinausin hatte diese Behandlung nur knapp einen Monat lang ertragen, dann war er rettungslos dem Wahnsinn verfallen, und man hatte ihm den Mund zugenäht, weil er nicht aufhörte, den Archimandriten anzuspucken. Er konnte nicht einmal Selbstmord begehen: dieser einfache Ausweg wurde ihm durch Sensoren, Schläuche, Mikropumpen und Bioschaltkreise versperrt. Auch ohne diese externen Einschränkungen hätte er nicht die Möglichkeit gehabt, Lusiferus Beschimpfungen entgegenzuschleudern oder seine eigene Zunge zu verschlucken, denn die hatte man ihm ausgerissen, als man ihm den Kopf abschlug.

Obwohl Stinausin inzwischen ganz und gar den Verstand verloren hatte, pflegte er zu weinen, wenn ihm nach einer besonders intensiven Trainingsstunde mit dem Archimandriten das Blut von den aufgeplatzten Lippen, aus der mehrfach gebrochenen Nase und aus den geschwollenen Augen und Ohren quoll. Das bereitete Lusiferus eine besondere Genug-

tung, und manchmal stand er schwer atmend da, wischte sich mit einem Handtuch den Schweiß ab und sah zu, wie sich die Tränen mit dem Blut vermischten, das von dem umgedrehten, körperlosen Kopf in das große Keramikduschbecken tropfte, das in den Boden eingelassen war.

Seit kurzem hatte der Archimandrit jedoch ein neues Spielzeug und suchte deshalb hin und wieder einen Raum mehrere Stockwerke unter seinem Arbeitszimmer auf. Dort wurde ein namenloser Attentäter gefangen gehalten, der langsam an seinen eigenen Zähnen zugrunde ging. Der Attentäter, ein großer, kräftiger Mensch mit einem Löwengesicht, war ohne Waffen losgeschickt worden, nur mit besonders geschärften Zähnen. Sein unbekannter Auftraggeber hatte wohl gehofft, er würde damit dem Archimandriten die Kehle durchbeißen, und das hatte er ein halbes Jahr zuvor auch versucht – hier im Felsenpalast bei einem Festbankett zu Ehren des Präsidenten des Systems. (Ein ausschließlich repräsentatives Amt, das auf Lusiferus' Betreiben stets von Personen in vorgerücktem Alter und mit schwindenden Kräften ausgeübt wurde). Der Attentäter hatte seinen Auftrag nur deshalb nicht erfolgreich ausgeführt, weil der Archimandrit in fast schon paranoider Voraussicht – und unter strenger Geheimhaltung – für einen starken Personenschutz gesorgt hatte.

Nach dem Scheitern des Anschlags hatte man den Gefangenen routinemäßig, aber deshalb nicht weniger grausam gefoltert und danach unter dem Einfluss einer ganzen Palette von Wahrheitsdrogen und elektrobiologischen Substanzen verhört, aber er hatte keine verwertbaren Aussagen gemacht. Sein Auftraggeber hatte offensichtlich von Verhörtechnikern, die mindestens ebenso viel von ihrem Fach verstanden wie die Untergebenen des Archimandriten, alle belastenden Informationen aufs Sorgfältigste aus seinem Bewusstsein entfer-

nen lassen. Die Hintermänner hatten sich nicht einmal die Mühe gemacht, dem Opfer, wie in solchen Fällen üblich, falsche Erinnerungen einzupflanzen, um so jemanden aus dem Umkreis des Hofes und des Archimandriten zu belasten.

Lusiferus, ein sadistischer Psychopath mit blühender Phantasie – was gibt es Schrecklicheres? –, hatte den Attentäter letztendlich zum Tod durch seine eigenen Zähne verurteilt – durch die Waffen also, mit denen er gekommen war. Dazu hatte man ihm die vier Eckzähne entfernt, sie durch biotechnische Eingriffe in unaufhörlich wachsende Stoßzähne umgewandelt und wieder eingepflanzt. Bald hatten die fingerdicken Hauer die oberen und unteren Kieferknochen durchbrochen und, nachdem sie die Lippen durchbohrt hatten, ihr Wachstum unerbittlich fortgesetzt. Die beiden unteren wölbten sich nach oben über sein Gesicht und berührten nach ein paar Monaten die Kopfhaut auf dem Schädeldach. Die beiden oberen wuchsen wie zwei Krummsäbel nach unten und erreichten etwa zur gleichen Zeit den Hals unterhalb des Kehlkopfs.

Beide Zahnpaare waren genetisch so verändert, dass sie auch dann nicht zu wachsen aufhörten, wenn sie auf Widerstand trafen. Sie drangen also in den Körper des Attentäters ein. Ein Paar bohrte sich langsam durch die knöchernen Schädelplatten, das andere durchstieß weitaus müheloser das weiche Gewebe der unteren Halspartie. Wo sich die Zähne in den Hals des Attentäters gruben, verursachten sie große Schmerzen, waren aber nicht unmittelbar lebensbedrohend; wenn man sie gewähren ließ, würden sie nach einiger Zeit im Nacken wieder austreten. Dagegen würden ihn die Zähne, die sich durch den Schädel und ins Gehirn bohrten, in Kürze, vielleicht schon in einem Monat, qualvoll töten.

Der bedauernswerte namenlose Attentäter konnte das nicht verhindern, weil er an Händen und Füßen mit dicken Bändern

aus rostfreiem Stahl an die Wand gefesselt war, die jede Bewegung unmöglich machten. Die Ernährung und alle anderen Körperfunktionen wurden über verschiedene Schläuche und Implantate gesteuert. Den Mund hatte man ihm zugenäht wie dem Rebellenhäuptling Stinausin. In den ersten Monaten der Gefangenschaft hatte der Ärmste jeden Schritt des Archimandriten mit grimmigen, vorwurfsvollen Blicken verfolgt. Irgendwann hatte sich der Archimandrit davon belästigt gefühlt und befohlen, dem Mann auch die Augenlider zuzunähen.

Hören könne er freilich noch, und man hatte Lusiferus versichert, er sei auch nach wie vor bei Verstand. Deshalb kam der Archimandrit manchmal zum Zeitvertreib herunter, um selbst in Augenschein zu nehmen, wie weit die Zähne inzwischen in den Körper des Elenden vorgedrungen waren. Da er dabei stets ein im wahrsten Sinne des Wortes gebanntes – wenn auch notgedrungen diskretes – Publikum vorfand, unterhielt er sich gerne mit dem glücklosen Attentäter.

»Guten Tag«, sagte Lusiferus freundlich. Hinter ihm glitt die Tür des Aufzugs polternd zu. Der Raum unter dem Arbeitszimmer war für den Archimandriten so etwas wie sein Geheimversteck. Hier verwahrte er nicht nur den namenlosen Attentäter, sondern auch verschiedene Andenken an frühere Feldzüge, Beutestücke aus seinen vielen Siegen, Kunstwerke, die er aus einem Dutzend verschiedener Sonnensysteme zusammenge-  
raubt hatte, eine Sammlung von zeremoniellen und Hochleistungswaffen, verschiedene Kreaturen in Käfigen oder Tanks und die aufgespießten Köpfe all jener bedeutenden und inzwischen mausetoten Feinde und Widersacher, die nicht so vollständig vernichtet worden waren, dass an sterblichen Überresten nur Strahlung, Staub, Schleim oder nicht mehr identifizierbare Fleischfetzen und Knochensplitter (oder die entsprechenden Alienrückstände) geblieben wären.



Iain Banks

**Der Algebraist**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-08684-8

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2012

Wer die Wurmlöcher beherrscht, beherrscht die Galaxis

Um die riesigen Distanzen im All zu überwinden, wurde ein Netzwerk aus Wurmlochkanälen geschaffen, und nur wer den Algebraisten – die Formel für die Wurmlochverbindungen – besitzt, kontrolliert dieses Netzwerk. Kein Wunder also, dass etliche Völker versuchen, den Algebraisten in ihren Besitz zu bekommen ...

Spannende Action vor einem mehr als epischen Hintergrund – Bestsellerautor Iain Banks stellt ein weiteres Mal unter Beweis, dass er die große Science Fiction unserer Zeit schreibt.